

# Erwin Chargaffs Eintritt in die "Wallhalla der Literatur"

von  
Anton Unterkircher (Innsbruck)

Nach Tschernobyl bedarf es keines großen Mutes mehr, um sich gegen die Atomkraft auszusprechen, das Problem der Umweltzerstörung darf in keiner schlagkräftigen Rede mehr unbehandelt bleiben. Auch wenn es vielfach nur für eine verbale Behandlung reicht, so ist doch eine allgemeine Sensibilisierung für diesen Themenbereich festzustellen. Dabei wird immer wieder übersehen, daß die Umweltprobleme nur eine Folgeerscheinung der 'ungeheuren' Fortschritte in Wissenschaft und Technik sind. Und zwar ungeheuer im zweifachen Wortsinn, wenn man sich fragt, in welche schwindelnde Höhe sich diese Spirale noch drehen wird. Scheint es also schon berechtigt, daß ein völlig unbedarfter Laie sich kritisch zu solchen Fragestellungen äußert, um wie viel mehr Gewicht muß dann den Aussagen eines Wissenschaftlers von Weltrang zugemessen werden, der bereits 1945, als die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki fielen, sich über die Gefährlichkeit einer unkontrollierten, blindlings sich vorarbeitenden Wissenschaft im klaren war.

Das doppelte Grauen zweier japanischer Städtenamen verwandelte sich für mich in eine Art von Doppelgrauen: einem entfremdenden Bewußtsein davon, wozu die Vereinigten Staaten fähig waren, das Land, das fünf Jahre vorher mir die Bürgerschaft verliehen hatte; einem ekelerregenden Schrecken über die Richtung, welche die Naturwissenschaften eingeschlagen hatten. Niemals fern von einer apokalyptischen Vision der Welt, sah ich vor mir das Ende all dessen, was Menschlichkeit bedeutet; ein Ende, nähergebracht oder sogar möglich gemacht durch den Beruf, dem ich angehörte. Wie es mir erschien, waren alle Naturwissenschaften eins; und wenn eine Wissenschaft sich nicht mehr auf ihre Unschuld berufen konnte, so konnte es keine.

Diese Zeilen hat Erwin Chargaff an den Anfang seiner Autobiographie "Das Feuer des Heraklit" gestellt, die 1979 bei Klett-Cotta, Stuttgart erschien, inzwischen zum dritten Mal aufgelegt wurde, als Taschenbuch bei dtv vergriffen ist und 1988 in Neuauflage erscheinen wird. Im gleichen Verlag erschienen: "Bemerkungen", 1981; "Unbegreifliches Geheimnis. Wissenschaft als Kampf für und gegen die Natur", 1981; "Warnungstafeln. Die Vergangenheit spricht zur Gegenwart", 1982; "Kritik der Zukunft. Essay", 1983; "Zeugenschaft. Essays über Sprache und Wissenschaft", 1985.

Erwin Chargaff beendete 1923 mit Auszeichnung das Gymnasium und begann im selben Jahr das Studium der Chemie in Wien (nebenbei auch der Literaturgeschichte und englischen Philologie, ohne Abschluß). 1928 Dr. phil. in Chemie, 1928 - 1930 erhielt er ein Forschungstipendium für die Yale-Universität, 1930 - 1933 an der Universität Berlin, 1933 ging er nach der Machtergreifung der "schwarzen Pest" freiwillig nach Paris, sein österreichischer Paß hätte ihn ja noch einige Zeit geschützt; Ende 1934 ließ er sich wieder in New York nieder, wo er 1935 eine Stelle an der Columbia Universität bekam, dort war er seit 1952 Professor der Biochemie, seit 1970 Direktor des biochemischen Instituts. Er erhielt 1975 die "National Medal of Science", die höchste wissenschaftliche Auszeichnung der USA. Er forschte auf dem Gebiet der Blutgerinnung, Lipoide, Lipoproteine, Inosite, Oxyaminosäuren. Seit 1944 beschäftigte er sich intensiv mit den

Nukleinsäuren (DNS, RNS) und entdeckte Regelmäßigkeiten in der Zusammensetzung der DNS (Desoxyribonukleinsäure), bekannt unter dem Namen "Chargaff-Regeln" (insgesamt über 300 wissenschaftliche Veröffentlichungen). Chargaff ist ohne Zweifel eine Kapazität auf seinem Forschungsgebiet, aber damit ist eigentlich der für mich unwichtigere Teil seiner Persönlichkeit erfaßt. Viel bedeutender erscheint mir die Geisteshaltung des Forschers selbst, die kritische Einstellung zur blinden Fortschrittsgläubigkeit der Forschung und speziell auch zur Genforschung, der er selbst durch seine Entdeckungen völlig neue, vielversprechende aber auch unüberschaubare, schwindelerregende Pfade gewiesen hat. Man kann Chargaff als leider immer noch 'einsamen Rufer in der Wüste' bezeichnen, und er denkt mit Wehmut an die Zeit zurück, wo Forschung noch kein hektischer Massenbetrieb und die Forschungsergebnisse tropfenweise und somit noch leichter überschaubar waren, auch was deren Folgen betrifft.

Erwin Chargaff ist am 11.8.1905 in Czernowitz, einer Provinzhauptstadt der österreichischen Monarchie geboren und "wuchs im letzten Schimmer einer stillen, sonnenbeschiedenen Periode auf, die bald zu Ende gehen sollte" ("Das Feuer des Heraklit", S. 21). Er stammt aus guter, jüdischer Familie. Sein Vater, Besitzer eines kleinen Vermögens, das aber langsam sozusagen verdunstet, wird mit Krieg, Inflation und Verarmung nicht fertig; er ist ein guter Geiger, aber wegen einer Handverletzung kann er in der zweiten Hälfte seines Lebens nicht mehr spielen. Im Wohnzimmer steht ein riesiger Bücherschrank, der "Meyers Großes Konversationslexikon" und die sogenannten Klassiker enthält, also soliden Lesestoff für ein wißbegieriges Kind (vgl. "Das Feuer des Heraklit", S. 22f.). So und nicht anders stellt man sich das Leben in der untergehenden Monarchie vor und fast befällt einen ein Hauch von Schwermut, gleich wie beim Lesen Joseph Roths, der wohl besser als manches Geschichtsbuch den Geist der Zeit in seinen Romanen einzufangen vermochte. Es war aber keine heile Welt und ihr Untergang war unaufhaltsam und richtig, nur daß dieser eine Epoche von Kriegen nie dagewesenen Ausmaßes folgte, die glücklicherweise auch heute den Schrecken noch nicht ganz verloren hat im Gegensatz zur Zeit der Monarchie, die im Zuge der Nostalgiewelle einfach zur guten alten Zeit geworden ist und nicht zur Zeit, die den Krieg vorbereitet hat.

Einer der wenigen, die aus der sprichwörtlichen Wiener Gemütlichkeit völlig herausfallen, ist Karl Kraus, und es spricht eigentlich schon wieder für die Monarchie, daß er — im großen und ganzen doch unbehelligt — seine mit beißender Satire angefüllten roten Hefte der "Fackel" in Wien herausbringen konnte.

Bereits mit 10 oder 11 Jahren hat Chargaff das erste Mal ein Heft der "Fackel" in der Hand gehabt. Dazu schreibt Chargaff in seiner Autobiographie (S. 29):

Niemand hat einen größeren Einfluß auf die Jahre meines Wachsens gehabt; seine ethischen Lehren, seine Vision der Menschheit, der Sprache, der Dichtung, haben mein Herz niemals verlassen. Er war es, der mich gegen Plattheiten so empfindlich machte; er hat mich gelehrt, mich um Wörter zu sorgen, als wären es hilflose Kinder, die Folgen dessen, was ich sagte, zu wägen, als hinge unser aller Leben davon ab. In meinen Jugendjahren fungierte er als eine Art von Miniaturausgabe des Jüngsten Gerichtes. Dieser apokalyptische Schriftsteller [...] war wirklich mein einziger Lehrer [...].

In dem Kapitel der Autobiographie "Die Welt in einer Stimme" berichtet Chargaff von dem tiefen Eindruck der Wiener Kraus-Vorlesungen, die er in den Jahren 1920 - 1928 fast alle besucht hat. So wie vielen Autoren seiner Generation stellte sich Chargaff das Problem der Loyalität zum zeitweise bedingungslos verehrten Vorbild des "Erzgram-

matikers" Kraus, dem kaum anders als in Preisgabe der eigenen Identität oder in Apostasie beizukommen war.

Über seinen "jugendlichen Eintritt in die, und den fast gleichzeitigen Austritt aus der Wallhalla der Literatur" (Brief Chargaffs an den Verfasser vom 7.10.1987) hat Chargaff selbst in der Festschrift "Österreichische Autoren bei Klett-Cotta" (Stuttgart 1981, S. 12 - 17, hier S. 13f.) berichtet:

Jedenfalls hatte ich schon seit langem sogenannte Gedichte und auch Prosastücke erzeugt, worunter besonders jene von bemerkenswert schlechter Qualität waren. Die Prosa war einwandfrei, klang jedoch, obwohl ich schon längst ein begeisterter Verehrer von Karl Kraus war, eher wie eine Parodie einiger Schriftsteller aus dem George-Kreis, etwa Gundolfs oder Bertrams. Hier könnte ich eine Zwischenbemerkung machen. Die Prosa des Karl Kraus war mir immer als "sui generis" erschienen: unnachahmlich und eigentlich auch nicht nachahmenswert; was man "so" sagen konnte, hatte er schon besser gesagt. Und noch etwas verdient gesagt zu werden. Auf seine jungen Hörer und Leser hatte Kraus einen verheerenden, abtötenden Einfluß. Mit einem solchen Schriftsteller vor Augen, wer, der ihn ernst nahm, konnte es wagen, Schriftsteller zu werden? Die einzige Rettung bestand darin, ihm nicht aufs Wort, auf sein fest gefügtes, sein treffendes Wort zu glauben; und dazu hätte ich mich nie entschließen können. Für die Generation vor meiner eigenen galt das nicht: Musil, Kafka, Wittgenstein, aber auch Theodor Haecker oder Ferdinand Ebner lasen die "Fackel" ungestraft, ja oft zu großem Gewinn. Ich glaube nicht, daß "Satire und Polemik" oder "Das Wort und die geistigen Realitäten" ohne Kraus vorstellbar sind. Es war, als wenn der Ätna nur diejenigen verbrennen könnte, die ihn aus weiter Ferne, von Taormina aus, betrachten.

Mit sechzehn oder siebzehn Jahren veröffentlichte Chargaff seine ersten Gedichte in der Wochenbeilage "Der Tag der Jugend" der Tageszeitung "Der Tag".

Einen Beweis für das Bestehen der geistigen Achse Wien-Innsbruck gibt die folgende Aussage Chargaffs im "Feuer des Heraklit" (S. 35):

Als ich fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war, hatte ich etwas in der Fackel gelesen, das meine Aufmerksamkeit auf eine nicht sehr bekannte literarisch-philosophische Zeitschrift lenkte, die ungewöhnlicherweise in Innsbruck erschien. "Der Brenner" wurde in unregelmäßigen Intervallen publiziert, herausgegeben von einem großen, selbstlosen Geburtshelfer großer Literatur, Ludwig von Ficker. Es war eine höchst ungewöhnliche Zeitschrift, und vielleicht die beste ihrer Art.

Im Sommer 1923 hat sich Chargaff in einem (verschollenen) Brief an Ficker gewandt und ihm einige (ebenfalls verlorene) Gedichte zur Begutachtung vorgelegt.

Ich erinnere mich, daß Ludwig von Ficker, der hervorragende Herausgeber des Innsbrucker "Brenner", und Alfred Polgar besonders freundliche Briefe schrieben, wahrscheinlich gütigere, als ich selbst später in nicht unähnlichen Situationen verfaßt habe. Ficker hatte ich vorgeschlagen, für den "Brenner" einen Aufsatz über die Spiegelung des Christentums in Hölderlins späten Hymnen zu schreiben; er sollte "Christus im Olymp" heißen. (Auf unserer Maturareise hatten wir nämlich auch das Leipziger Museum besucht, das übervoll war von Max Klingers Werken.) Trotz Ermunterung brachte ich den Aufsatz nicht zu Ende; wahrscheinlich war die Ablieferung der chemischen Analysen im Moserschen Laboratorium an der technischen Hochschule fällig. Polgar schrieb, er habe meine Erzeugnisse mit guter Wirkung im Freundeskreise vorgetragen. Nur Theodor Haecker war stachlig; die Manuskripte, die er mir zurücksandte, muß er vertauscht haben, jedenfalls waren es nicht die meinigen, und der Verfasser gehobener Hexameter muß durch mein dürftiges Gut überrascht

worden sein. Hingegen klang Siegfried Jacobsohn, der Herausgeber der "Weltbühne", sehr ermutigend. Warum ich diese hoffnungsvolle Beziehung nicht aufrechterhielt, weiß ich nicht mehr. Otto Stoessl — wie schade, daß dieser feine Erzähler so vergessen ist! — lud mich sogar in sein Haus ein. Lange und melancholisch sprach er mit mir, meistens über sich selbst. In die eigene Erfahrung, in sein eigenes Leben versenkt, warnte er mich vor vorzeitiger Ermüdung. Mit 20 oder 21 wußte ich gar nicht, wovon er sprach. ("Österreichische Autoren bei Klett-Cotta", S. 16f.)

Ficker hat, wie schon oft vorher und bei noch mancher ähnlichen Begegnung nachher, sich Zeit genommen und mit seinem Gespür für das literarisch Wertvolle ein treffendes Urteil abgegeben, immer verbunden mit persönlicher Aufmunterung, manchmal auch mit unnachahmlicher Klarsicht in die 'richtige Richtung'weisend. An Chargaff schrieb er am 28.8.1923:

Nur nicht verzagt! Ihre Gedichte sind sehr schön und Zeichen einer starken Begabung. Inwieweit sie Ausdruck einer Persönlichkeit sind, muß sich erst herausstellen. Bei Ihrem Alter läßt sich das nicht so ohne weiteres entscheiden. Ich kann nur sagen: der Eindruck ist gut; so gut, daß ich Ihnen auch dies noch gestehen darf: es sind weitaus die besten Gedichte, die mir seit langem zur Beurteilung vorlagen.

Ob ich im "Brenner" etwas davon bringen kann, kann ich Ihnen heute noch nicht sagen. Das hängt auch sehr davon ab, ob der geistige Verdichtungsprozeß im Hinblick auf das Religiöse, der die Gesamtphysiognomie des "Brenner" bestimmt, mir die Einstellung in eine der nächsten Folgen erlaubt.

Vorerst möchte ich Ihnen raten: Fassen Sie Mut und Vertrauen zu sich selbst! Ihre Begabung, wie gesagt, steht außer Frage. Es wird sich jetzt nur darum handeln, welchen persönlichen Charakterumriß sie zu gewinnen vermag. Schöne Ansätze sind da. Also glückauf! Vielleicht senden Sie mir gelegentlich Neues!

Am 6. Oktober 1923 hat sich Chargaff für Fickers Brief, für die "ersten guten Worte", die er in dieser Beziehung vernommen habe, bedankt und schickte gleichzeitig wieder Gedichte, darunter wahrscheinlich auch das Gedicht "Herbst". Für etwas später stellte er einen Aufsatz über Hölderlins Stellung zum Christentum in Aussicht. Diesen zweiten Brief hat Ficker nicht beantwortet, der Grund dafür ist nicht bekannt. Fast zwei Jahre später, am 28.7.1925, hat sich Chargaff noch einmal nach dem Verbleib seiner Gedichte erkundigt und drei Gedichte: "Die Straße", "Winter", "Stifters Wald" beigelegt. Über seine Situation schrieb er:

Gott weiß, was aus mir wird! Ich kann mir selbst Rechenschaft geben. In einer der literarischen Räuberhöhlen unterzukriechen, habe ich nicht einmal versucht. Es ist für einen alleinstehenden Schwachen teils physisch, teils moralisch unmöglich, den Weg zur Öffentlichkeit zu finden.

Auch über Ficker fand Chargaff den Weg zur Öffentlichkeit nicht. Möglicherweise paßten die Gedichte in den Rahmen des inhaltlich auf das Religiöse verdichteten "Brenner" nicht mehr hinein; vielleicht hat Ficker auch auf Profilierteres gewartet. Die Qualität der Gedichte ist aber durchaus mit denen der damals im "Brenner" vertretenen Lyriker Josef Leitgeb, Friedrich Schnack und Franz Janowitz vergleichbar. Vor dem Ersten Weltkrieg wäre Chargaff mit seinen Gedichten sicher im "Brenner" vertreten gewesen. Obwohl Ficker nach Trakls Tod vielleicht allzu hellhörig in bezug auf den Trakl-Ton in den Gedichten anderer war, dürfte dies aber sicherlich nicht der Grund für eine Nichtveröffentlichung gewesen sein.

Sieben Gedichte von Chargaff haben sich im "Brenner-Archiv" erhalten, drei davon sollen hier vorgestellt werden. Dabei ist zu beachten, daß Chargaff das erste Gedicht im Alter von 18 Jahren, die anderen zwei im Alter von 20 Jahren verfaßt hat. Und, die Gedichte könnten durchaus auch vorgestellt werden, wenn der Name eines völlig unbekanntem Verfassers darüberstünde.

## Herbst

Vor dem Hügelrand dehnt sich das Laub.  
Blätter werden braun und werden Staub.

Und die schwere Frucht am Baume lacht,  
naß vom Tränenton der letzten Nacht.

Selig ist der Himmel aufgespannt.  
Und die Träume brechen in das Land.

Ausgestreckt die müde Erde ruht.  
Der Gebärenden ist Schlummer gut.

Alle Winde bringen, was sie will.  
Und der ganze Wald erzittert still.

O, du süßer Nachgeschmack der Welt!  
Alles ist vom innern Licht erhellt.

Leise ist die Schöpfung aufgetan.  
Und die Kinder sehn sie staunend an.

## Die Straße

Wer je in meinen Mauern ging,  
wird alt und grau, wird alt und grau.  
Ich bin ein ungedachtes Ding,  
gebaut, daß man zu Boden schau'.

O, ich bin in das Land gespannt,  
wie ein Gespinst, wie ein Gespenst.  
Weh, wenn du schreitest durch das Land  
und nicht mein müdes Weh erkennst.

Es strömt in mir von altem Staub.  
Unter der Erde bin ich kühl.  
O, ungeahnter Sinnenraub!  
O, leblos seliges Gefühl!

Wer sich in meinem Netz verding  
daß er sich nicht zu leben trau!  
Wer je in meinen Mauern ging,  
wird alt und grau.

## Stifters Wald

Du hast in ihm geatmet und geliebt.  
Es war ein Wald, den es nur einmal giebt.

Ein jeder Baum wuchs Dir in Gottes Welt.  
Vom grünen Baum war Alles überhellt.

Ein mildes Ahnen deckt den Sinn Dir zu.  
Es ist ein Baum, ein Hauch; er atmet Ruh'.

Du hast Dich in dem Wald der Welt verschönt.  
Ein wirres Wesen hat sie übertönt.

Bei aller Welt, die aus dem Schlafe schreit,  
wie ist es zu dem nächsten Walde weit!

Mit jedem Blatt, das zittert, wirst Du alt.  
Vergangen bist Du, lang in Deinem Wald.

Etwa von 1921 bis 1925 dauerten Chargaffs literarische Versuche an, damals ungehört. Heute — über 60 Jahre später — ist er aus seiner freiwilligen Verbannung in die "Wallhalla der Literatur" zurückgekehrt. Am 7. Juli 1987 brachte "Die Zeit" ein Porträt von ihm: fast kennt man den Essayisten und überlegenen Stilisten Chargaff schon besser als den Biochemiker. Und er hat etwas zu sagen, gerade auch als Forscher mit literarischen Ambitionen. 1976 hat Chargaff in einem Brief an die Zeitschrift "Science" vor der "schreckenerregenden Unwiderruflichkeit" der gentechnischen Versuche gewarnt und dabei zu folgenden Formulierungen gefunden:

Ist es klug zu vermischen, was die Natur von einander getrennt erhalten hat, nämlich die Genome eukaryotischer und prokaryotischer Zellen? Das Ärgste daran ist, daß wir es niemals wissen werden. Was den Menschen anbetrifft, haben Bakterien und Viren immer einer höchst wirksamen biologischen Untergrundbewegung angehört. Unser Verständnis des Guerillakriegs, mit dessen Hilfe sie auf höhere Formen des Lebens einwirken, ist sehr lückenhaft. Indem wir diesem Arsenal unberechenbare Lebenskonstruktionen hinzufügen — Prokaryoten, die eukaryotische Gene vervielfältigen — werfen wir einen Schleier der Ungewißheit über das Leben künftiger Generationen. Haben wir das Recht, unwiderruflich der evolutionären Weisheit von Jahrmillionen entgegenzuwirken, um den Ehrgeiz und die Neugierde einiger Wissenschaftler zu befriedigen? ("Das Feuer des Heraklit", S. 255f.)

Chargaff stellt sich ganz bewußt gegen die "Meute" der Wissenschaftler, die sich zu hundert Prozent auf ihren kleinen, engen Forschungsbereich konzentrieren, abends die "Blockflöte lernen" oder klassische Musik- oder Theateraufführungen besuchen.

Was, "im letzten Schimmer einer stillen, sonnenbeschienenen Periode", der junge Chargaff vielleicht schon als Ahnung bevorstehender Katastrophen in sich trug, hat sich — netzvergrößernd — zur unerbittlichen und weithin vernehmbaren Kritik an einer Welt entfaltet, deren Baumeister vielfach noch vorbehaltlos der Herrschaft des wissenschaftlichen Kalküls huldigen. Einer Welt, die andererseits schon wieder fatal an die Dummlichkeit der Wiener Operette vor dem Ersten Weltkrieg (als Zeitgeistsymptom) erinnert, an ein Zitat aus der Operette "Die Fledermaus" von Johann Strauß: "Glücklich ist wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist".